

Ignatius persönlich

Von Dr. Clara Engländer, Würzburg

I.

Einsam Gott anheimgeben

Der „Pilger“ — gemeint ist Ignatius — sagte zu mir, „er habe an Frömmigkeit, d. h. an Leichtigkeit, Gott zu finden, stetig zugenommen, und jedesmal und zu jeder Stunde, da er Gott finden wolle, finde er Ihn“¹.

So berichtet einer der Vertrauten des heiligen Ignatius, der Portugiese Ludwig Gonçalves da Câmara. „Jedesmal und zu jeder Stunde . . .“. Tatsächlich wandelt, denkt, fühlt und handelt Ignatius von Loyola im Angesicht Gottvaters: kein Atemzug, der verlorengegangen wäre. Er ist Gottes Geschöpf und hat den Sinn dieser Tatsache so tief an sich erfahren, daß er nicht hätte leben können, wenn er nicht alles in sich getilgt hätte, „was sein und menschlich war“ (399), um allein der Sache Gottes zu dienen. Seine Art des Vorangehens ist die: sich vor dem Herrn zu enthüllen, Ihn um Hilfe anzugehen, nachzudenken, die Angelegenheit Ihm anheimzustellen (395. 523). So bringt dieser zunächst dem Irdischen verhaftete Mann sein Ich als Brandopfer dar, derart, daß es dem Ehrgeizigen gelingt, allen weltlichen Ehrgeiz zu überwinden; dem sexuell Verstrickten, von jeder sexuellen Regung frei zu bleiben (523); der rasch und leidenschaftlich Zupackende opfert Wort wie Tat dem Herrn auf; denn er bedenkt sich, ehe er spricht oder handelt, und da er nichts dahersagt, so sind seine Reden gleichsam Regeln und ineinander verwoben — wenn auch zu verschiedenen Zeiten gesprochen —, Regeln sowohl für ihn wie für die Seinen (254). Und will ihn doch noch einmal der alte Jähzorn befallen, so hält er an sich, berät sich gegebenenfalls mit gelehrten und tugendhaften Männern seines Ordens, um hierauf die Entscheidung zu treffen, die dann freilich eine endgültige ist. Dabei bleibt er heiter und gesammelt, als werde sein Inneres nie von irgendwelchen Wallungen berührt; er scheint sich des Äußeren wie einer Maske zu bedienen, die er nach Belieben an- und ablegen kann. So kann denn die Rede unter den Brüdern aufkommen, daß die Gnade ihm angeboren sei und seine natürlichen Leidenschaften derart von der Tugend überformt seien, daß sie ihm zum Guten dienen: so vollkommen beherrscht er sich selbst.

Aber es ist nicht die kalte Selbstbeherrschung des eisernen Willens. Ignatius lebt vielmehr ganz von innen her, aus einem beständigen Gespräch mit Gott. Auch wenn alle Gründe der Vernunft für seine Entscheidung sprechen, holt er noch die Bestätigung Gottes ein, ehe er zur Tat schreitet (367. 397). Als Bestätigung Gottes gelten ihm die Gnadenerfahrungen: lebendiger Glaube, Hoffnung, Liebe, Freude, Friede, innige Tröstung, Erhebung des Geistes, Erleuchtung und jene gnadenhaften Tränen, die sein irdisches Auge trüben, um das himmlische zu erhellen (244). Wie

¹ Monumenta Historica S. J., series IV, Bd. 1, p. 97. — Die folgenden Zitate sind alle dem gleichen Band des großen Quellenwerkes des Jesuitenordens entnommen. Die in Klammern dem Text beigegeführten Zahlen geben die Seitenzahl dieses Bandes an.

sehr er sich ihrer als Anzeichen der Zustimmung seines himmlischen Vaters bewußt ist, erhellt aus dem Tagebuch, das er anlässlich der Arbeit an der Verfassung seines Ordens, den Constitutiones, führt; deren einzelne Statuen pflegt er oft mehrfach zuweilen länger als einen Monat zu überlegen. Bei jeder Überlegung notiert er, ob sie von Tränen begleitet war oder nicht, ja er vermerkt die Heftigkeit oder Gelindigkeit der Tränen als göttlicher Weiser auf seinem Wege. Der Gewalt dieser Tränen in allem anheimgegeben, was mit dem Dienst Gottes zusammenfällt, verliert er den Maßstab für die Zeit und überschreitet nicht selten die für die heilige Messe vorgesehene Dauer; ja so stürmisch ist seine Hingabe, daß er zuweilen ohnmächtig am Altar niedersinkt und aus der Kirche fortgetragen werden muß (244). Darum zelebriert er selten öffentlich, eigentlich nur an Sonn- und größeren Feiertagen; darum auch läßt er sich später nur ungern in geistliche Gespräche ein, weil sie ihn bis zum Fiebern erregen (511. 573). Schließlich sind seine Augen so angegriffen, daß er seinen irdischen Herrn, den Papst, um Dispens vom Breviergebet angehen und seinen himmlischen Herrn um eine gelindere Form Seiner Zustimmung bitten muß: auch er hat noch zu lernen, wie einst der Prophet, daß Gott nicht im Sturm und Brausen, sondern im sanften Wehen zu den Seinen kommt. So pflegt denn Ignatius in späteren Jahren schon morgens in stillem Gebete zu finden, was er in Gott sich wünscht; und gelingt ihm das nicht gleich, so ruht er noch ein Weilchen, dann aber wird ihm gewiß die Klarheit zuteil, nach der er verlangt (396).

Dieser inneren Entwicklung zu einer immer größeren Gelassenheit und Stille geht eine andere zur wachsenden Einsamkeit parallel. War noch der junge Ignatius begierig gewesen nach Gesprächen mit Personen, die im Rufe der Heiligkeit standen, so mußte er schließlich einsehen, daß die wenigsten von ihnen ihm zu geben vermochten, was er sich von Gottgesegneten erwartet hatte . . . und daß seine Sendung war, einsam dem einsamen Gott sich anheimzugeben (395). Nicht den zehnten Teil von dem, was Gott ihm offenbart, glaubt er den Menschen mitteilen zu dürfen; dessen wird er sich mit den Jahren immer stärker bewußt: sie würden es nicht fassen können. Selbst seinem Beichtiger sagt der Gereifte nichts von den Gnaden, die ihm in so überschwenglichem Maße zuströmen; der Ringende hatte es noch getan, weil er sich unsicher fühlte und um Belehrung bemüht war (367). Er weiß aber auch um dies: daß es sehr wenige, ja vielleicht niemanden gibt, der ganz begriffe, wie er Gottes Wirksamkeit in sich behindert, und was Gott in ihm wirken könnte, wenn er sich rückhaltlos Ihm hingeben würde.

Nicht nur in seiner Gottesfreude, auch in seinem Gottesleid ist Ignatius allein. „Ich finde im Hause an jedem etwas Gutes, nur an mir nicht“, hat dieser Mann geäußert, der von denen, die mit ihm in Berührung kommen, als ein an Heiligkeit schier Unerreichbarer gepriesen wird. Gestorben, möchte er den Hunden auf dem Felde vorgeworfen werden, als der große Sünder, für den er sich hält (379). Denn so stark ist die göttliche Helligkeit, daß sie bis in sein Innerstes hineinleuchtet, bis in jene Tiefen, die dem Menschen gemeinhin verborgen bleiben. Daher die Demut, die ihn im Hinblick auf sich und sein Werk erfüllt: „Ich Elender! O über meine arme Seele! Diese geringste Gesellschaft, das Fähnlein Jesu . . .“ (508). Darum auch will er für sich und die Seinen die Gewissenserforschung häufig wiederholt

wissen, kaum daß ihm siebenmal des Tages genügen (354). Er, der in Selbstzucht und restloser Hingabe, begnadet von vielen Leiden, diesem Gefäß göttlicher Wohltaten, eine Vollkommenheit erreicht hat, die zu erreichen nur Erlesenen gegeben ist, meint bescheiden, wenn die Vollkommenheit allein im guten Willen bestünde, so nähme er es mit jedem Menschen auf (385). Und voll innerer Bewegung findet er beides vereint: seine großen Sünden und Gottes große Gnaden. Demütig erwehrt er sich dieser Gnadenfülle, wünscht wegen seiner Mängel und vielfachen Beleidigungen Gottes, der Herr möge ihm seine Segnungen kärglicher zumessen, mit körperlichem oder seelischem Schmerz ihn belasten, damit er, so gezügelt, einhalte und in sich gehe. Aber so groß offenbare sich ihm, erklärt er, das Mitleid und die Behutsamkeit des Herrn, daß der Allgütige sich ihm desto mehr mitteile und ihn geradezu überschütte mit seinen kostbaren Gaben, je mehr er fehle und seine Fehler zitternd erkenne und ihre Bestrafung wünsche (399). Im Geiste entrückt, sagt er einmal ganz spontan zu den Umstehenden: „Jetzt war ich höher als der Himmel“. Auch seine Vertrauesten verstehen nicht, was er damit sagen will, und als sie ihn darum fragen, lenkt er die Rede auf andere Dinge (35). Er lebt und wirkt so ganz im Göttlichen, daß er sich nicht veranlaßt sieht, seine Erfahrungen in geistlichen Dingen selbst mit denen der Heiligen auszutauschen, obschon er sich nicht im geringsten mit den Heiligen zu vergleichen traut oder gar sich über sie zu erheben vermißt (349). Alle Geheimnisse des christlichen Glaubens und ihren Zusammenhang hat er im Lichte Gottes geschaut (473). Ein Gelehrter wie Jakob Laynez, der ihm im Generalat nachfolgen sollte, kann sich nicht genug verwundern über das bedeutende Werk, das Gott der Herr in Ignatius, dem Durchschnittsgelehrten und Sprachenunkundigen wirke, über die Energie und den Erfolg in allem, was Ignatius angreife, und er kommt zu dem Schluß: „Schließlich gilt alles so viel, wie Gott will, und nicht mehr“. — „Gott der Herr gefiel sich in der Seele seines Knechtes Ignatius“ (394).

Trotz der fast ständigen Vereinigung mit Gott tritt bei Ignatius das beschauliche Gebet hinter dem Tun ganz bewußt zurück. So sehr er, der Musikalische, der sogar in Noten denkt, das gesungene Chorgebet liebt, so meint er doch zu erkennen, daß es für das von ihm inspirierte Institut der Societas Jesu eine Abschweifung von dem durch Gott vorgezeichneten Wege bedeute; er verzichtet also für sich und die Seinen darauf (348), wie er auch, der einst so hingeebene Beter (7 Stunden des Tages pflegte er in den Anfängen seiner Wandlung auf das Gebet zu verwenden), die Zeit des Gebets beschränkt. „Eine Stunde gestatten die Konstitutionen, und das ist auch ganz genug“, erklärt er in einem Briefe an den Rektor eines Kollegs. Höher als das Gebet schätzt er die Abtötung, doch weniger die körperliche (wiewohl der ständig Kränkelnde die österliche Fastenzeit eisern durchhält) als die innere, die Verleugnung des Willens. Er ist der Ansicht, daß ein abgetöteter Mensch in einer Viertelstunde des Gebets mehr erreiche als der nicht abgetötete in zwei Stunden. Nur in Ausnahmen will er eine längere Gebetsdauer zugestehen; denn er hat erfahren, daß die, welche sich ohne Unterscheidung langen Gebeten hingeben, oft Täuschungen unterliegen (250). Für ihn persönlich ist überdies die Beschränkung der Gebetsdauer ein körperliches Erfordernis, denn die Heftigkeit der

geistlichen Gnaden ist so groß, daß er während des Betens häufig in Ohnmacht fällt. Mit welcher Ausschließlichkeit er selbst zu beten versteht, das sollte der Bruder Pförtner erfahren, als er ihm eines Morgens während des Gebetes wichtige Post aus Spanien zu überbringen hat. Er klopft an die Zimmertür des Generals, erhält aber keine Antwort. Noch einmal klopft er an und zum dritten Mal. Da endlich öffnet Ignatius die Tür: „Was willst du?“ „Ich bringe Briefe aus Eurer Heimat“, und er reicht ihm die Briefe. Ignatius nimmt sie und wirft sie ins Feuer; er will nicht, daß sie sich zwischen ihn und Gott drängen; dann kehrt er ins Gebet zurück (346).

Er, der mehrfach sagt und schreibt, um alles in der Welt wolle er die Verfolgungen und Gefängnisqualen nicht missen, die er aus Liebe zu Gott erduldet habe, krönt diese Liebe mit der Überlegung, wie er sich verhalten werde, wenn ein Papst sein Kostbarstes, die Societas Jesu, verböte, und meint: „Nach einer Viertelstunde des Gebets zu Gott, meinem Vater und Herrn, würde ich auch diese Seelenlast abgelegt haben und in die Gewohnheit meines Friedens und meiner Heiterkeit zurückgekehrt sein“ (346).

An Gott ganz hingegeben und einzig auf ihn vertrauend, glaubt Ignatius auch das unmöglich Scheinende wagen zu dürfen, ohne Rücksicht auf weltliche Klugheit. So kann er z. B. Kolleggründungen bewilligen, ohne ihrer Einkünfte sicher zu sein (273. 282). In Einzelheiten freilich bedient er sich der Weltklugheit, so daß der Bewunderung kein Ende ist über seine bedachtsame Art, die Dinge anzugehen. Denn er gebraucht alle menschlichen Mittel mit solcher Sorgfalt und solchem Nachdruck, als hinge von ihnen allein der Erfolg ab; und wieder vertraut er so ganz auf Gott und ist beschloßen in Seiner göttlichen Vorsehung, als seien alle die menschlichen Mittel, die er anwendet, von keinerlei Wirkungskraft (267. 466). Als eine große Teuerung infolge von Mißernten und Krieg die Ewige Stadt heimsucht, und die Kardinäle und wohlhabenden Bürger einen Teil ihrer Dienerschaft entlassen müssen, da ist in den dicht besetzten römischen Häusern der Gesellschaft Jesu alles für die täglichen Bedürfnisse vorhanden. Einer der Patres erklärt bei Tisch diese Tatsache angesichts der allgemeinen Not für ein Wunder. Aber der Gottverbundene antwortet ihm: „Wieso ein Wunder? Ein Wunder wäre es, wenn dem nicht so wäre. Seitdem das Fähnlein Jesu in Rom lebt, haben wir stets das Eine erfahren: je mehr unsere Häuser belegt waren und je mehr das Elend in Rom herrschte, desto größeren Überfluß haben wir gehabt“ (369). Als es aber einst selbst bei den Jesuiten nichts mehr zu essen gibt, befiehlt Ignatius in unerschütterlichem Gottvertrauen dennoch zur Mahlzeit zu läuten. Man tut nach seinem Geheiß. Nach einer Viertelstunde teilt man ihm mit, es sei doch eben nichts zu essen da, was hätte also das Läuten für einen Sinn? Ignatius antwortet unbewegt: „Läutet noch einmal“. Die Patres und Fratres sammeln sich um den leeren Tisch, man spricht das Tischgebet — siehe da, jemand vor der Pforte ruft: er bringe Brot und Suppe (390).

Dies nur zwei Beispiele von vielen für das Gottvertrauen des Heiligen, der weiß, daß in Zeiten größter Not, größter Geldknappheit und Verschuldung Gottes Hilfe am nächsten ist, etwa in Form von Spenden, die im rechten Augenblick eintreffen und die größten Schwierigkeiten lösen helfen. Der Sekretär des Ordens,

Johannes von Polanco, der diese Schwierigkeiten aus eigener Erfahrung kennt und in Geldsachen Zurückhaltung übt, läßt sich trotz aller Vorsicht durch die Zuversicht des Generals gewinnen: „Der Vater hat gesagt, daß wir diese Sache angreifen sollen; wohlan, Gott wird die Mittel dazu geben“ (273).

So bildet sich an der Liebe Gottes dieser einzigartige Mann, der aus dem Reichtum, den Ansprüchen, den Vorurteilen seiner Herkunft herausgetreten ist, um das Reich Gottes auf Erden aufbauen zu helfen. Weil er in seinem himmlischen Herrn so reich ist, genügen ihm für dieses Werk, das binnen kurzem die Welt umspannen sollte, zwei enge, dunkle, spärlich eingerichtete Kammern, die in der Frühzeit seiner römischen Wirksamkeit Wand an Wand mit der Hauskapelle lagen; er bedarf nur weniger und geringer Speisen, die er widerwillig und selten in Gesellschaft anderer zu sich nimmt; er trägt ärmliche Kleidung. Er, der als junger Offizier in engen Straßen jeden mit dem Degen bedroht hat, der ihn, gewiß nicht böswillig, „anzurempeln“ wagte (560. 566), nennt jetzt demütig noch den Geringsten seinen Bruder. Er ist von der Liebe zu Christus so ganz durchdrungen, daß er wünscht, ja es als eine besondere Gnade betrachten würde, von Juden abzustammen; denn dann sei er mit seinem Heiland gleichsam verwandt — mit Tränen der Rührung und feuriger Beredsamkeit trägt er solche Ansicht vor, mit der dieser vollkommene Jünger seines Meisters bis zum heutigen Tag vereinzelt dastehen dürfte (398).

Ein derart Großer scheint freilich der Bücher nicht zu bedürfen, weil der lebendige Gott unmittelbar zu ihm spricht. — Dennoch hat er es um der Sache willen unternommen, vorgeschrittenen Alters zu studieren und zwar unter größten Schwierigkeiten: nämlich in Armut, und zwar in freiwilliger, nicht aus Gehorsam; trotz dauernder Kränklichkeit; ohne jede Vergünstigung, so daß er zu häufigen Unterbrechungen gezwungen war, um sich das Geld zum Studium zu verschaffen (394). Auch im Studium hat er gewissenhaft von unten angefangen. Diese Gewissenhaftigkeit sollte er später seinen Söhnen weitergeben: er hält selbst bei solchen, die als Prediger bereits erfolgreich tätig sind, und meinen, nun mit dem Studium der Theologie beginnen zu können, darauf, daß sie zunächst gründlich die „freien Künste“ (*artes liberales*) studieren. Dabei hatte sich diesem Manne, der so streng an sich arbeitet, der Herr bereits vor jeder menschlichen Belehrung offenbart, ihn zu den „Geistlichen Übungen“ inspiriert, ihm Gestalt und Namen der *Societas Jesu* eingegeben (526). Nachdem einmal das Gerüst geschaffen ist, das seine Gott-erwähltheit trägt, verläuft sein Weg in gerader Linie, ohne nach rechts oder links abzubiegen. Nie verspricht er, was ihn später gereuen könnte; nie greift er an, was er nicht durchführt; nie erbittet er eine Gunst von den Herren der Welt, die er nicht erhielt (471 f.).

II.

Vater der Seinen

Beim Anblick seiner geistlichen Söhne muß Ignatius immer des kostbaren Preises des Blutes Christi, um den ihre Seelen erkaufte sind, gedenken. Diese Vorstellung erfüllt ihn mit solchem Jubel, daß er sich oft eines Lachens nicht enthalten kann; doch weil er meint, daß dieses Lachen ein ungeordnetes Maß seiner Freude

sei, bringt er sich jedesmal soviel Geißelhiebe bei, als er gelacht hat; so gewöhnt er sich das Lachen allmählich ab (490). Aber die innere Freude bleibt. Ganz verklärt erscheint er nun den Seinen, so sehr beglückt er alle, die ihm begegnen, mit seinem strahlenden Gesicht, daß sie das Gefühl haben, er nähme sie gleichsam in sich auf, wenn er sie mit seinen fröhlichen Augen ansieht. Seine Freude überträgt sich auch auf sie: niemand spricht mit ihm, der nicht heiter, ja lachend von ihm scheidet; unterläßt er doch nichts, was die Seinen froh machen kann. Immer verbreitet er Freude um sich her, ob er selbst spricht oder zuhört (471. 491. 513).

Ein Mann, der die Kostbarkeit einer jeden ihm anvertrauten Seele so tief und innig zu erfassen vermag, muß ihr mit dem Ernst, dem Verständnis und der Folgerichtigkeit begegnen, die das Verantwortungsgefühl vor seinem göttlichen Herrn ihm auferlegt. In Gott gründend, spricht er zu den Menschen mit einer Wirkungskraft, die eher göttlich als menschlich zu nennen ist. Nie operiert er mit dem Gefühl, sondern stets mit Gründen. Er schmückt die Dinge nicht mit Worten aus, sondern mit den Dingen selbst; er bringt so viele und so eindrucksvolle Umstände vor, daß er unwiderstehlich überzeugt. Seine Rede ist einfach, klar und bestimmt, und er überläßt es dem Hörer, die Schlußfolgerungen zu ziehen. Er beschränkt sich auf die wesentlichen Punkte, die unwesentlichen berührt er nur, soweit es unumgänglich nötig ist (201). Kurz, er spricht wie ein Heiliger, und daher vermag er mit der Kraft seiner Rede in die Knie zu zwingen: den Sünder, daß er in sich gehe und Buße tue; den Schwachen, daß er unterrichtet und getröstet werde. Niemand geht unbefriedet von ihm fort, ob er nun seine Wünsche erfüllt sieht oder nicht, zumal Ignatius, muß er eine Bitte abschlagen, sich ausschaltet und einen der Oberen mit ihrer Ablehnung betraut, damit er sich die Freundschaft des Enttäuschten bewahre, da die „Freundschaft zwischen Haupt und Gliedern wichtiger ist als die der Glieder untereinander“ (Ribadeneira). Dabei geschieht die Ablehnung nie ohne Begründung, so daß der Abgelehnte einsehen muß, es sei besser so. Wird hingegen eine Bitte erfüllt, so werden doch die Gegengründe mindestens angedeutet, damit der Bittsteller sich immer bewußt bleibe, daß ihm eine Gunst gewährt werde (173. 268).

Begegnet Ignatius dem Schwachen und dem Anfänger im religiösen Leben mit großer Milde, so dem Starken und dem in der Tugend Fortgeschrittenen mit väterlicher Strenge, ja zuweilen mit einer fast unverständlichen Härte. So hat er z. B. Jakob Laynez, den er vor anderen als denjenigen zu bezeichnen pflegte, dem die Societas Jesu am meisten verdanke, bisweilen so getadelt, daß diesem die Tränen kamen — und Laynez weinte nicht leicht — und er ausrief: „Was habe ich, o Gott, verbrochen, daß dieser Heilige derart mit mir verfährt?“ Aber Ignatius weiß, wen er vor sich hat und warum er so handelt, und er hat sich nicht getäuscht. Laynez sollte später, als Nachfolger des Stifters, die Milde verkörpern, so unauslöschlich hatte die Strenge des verehrten Mannes sich ihm eingebrannt. Hieronymus Nadal, der „Herzensvertraute“ des Heiligen, Ludwig Gonçalves da Câmara, den er für würdig befand, ihm seine Lebenserinnerungen zu diktieren, auch sie müssen die Herbheit ertragen, die Ignatius zu ihrer Vervollkommenung für notwendig erachtet. Ja seinem Sekretär Johannes von Polanco, diesem seinem anderen Ich und

Organisator des Ordens, gönnt er nach neun Jahren engster Gemeinschaftsarbeit das erste freundliche Wort erst am Vorabend seines Todes (454). Wie gründlich überlegt aber seine Art der Menschenbehandlung ist, das geht aus seiner Erklärung hervor: wer ihn nach seinem äußeren Gehaben im Verkehr mit Menschen beurteile, der täusche sich sehr. Tatsächlich besitzt er eine so erstaunliche Gewandtheit im Umgang mit Menschen und geht dabei so vielerlei Wege, daß es so gut wie unmöglich ist, unter seiner Leitung nicht voranzukommen (203. 208). Vor allem: er ist darauf bedacht, niemanden zu kränken, nicht einmal einen Novizen. Und: er spricht von allen immer nur Gutes; alle ihre Handlungen legt er zum Guten aus, so daß „die Interpretationen des Vaters“ im Orden geradezu sprichwörtlich geworden sind (197). Nie kreuzigt er einen Menschen an seine Fehler — sei es ein Ordensmann, sei es ein Auswärtiger —, sondern beschränkt sich darauf, mit ihm selbst oder mit kundigen Männern zu beraten, wie ihnen abzuhelpen sei. Um einen an sich Verzagenden aufzumuntern, hebt er das Gute in ihm hervor, und gerne erwähnt er dessen Freunden gegenüber seine guten Eigenschaften. Aber auch Entzweite sucht er auf diese Weise zu versöhnen, indem er dem einen alles Gute erzählt, was der andere über ihn gesagt, das Böse aber verschweigt. Und zu dritten Personen äußert er sich ähnlich, in der Absicht, daß die Streitenden seine gute Meinung über sie erfahren. Trägt jemand ihm Ungünstiges über einen Mitbruder vor, so fordert er Zeugen und verlangt von dem Ankläger, und sei es auch ein Polanco, die schriftliche Fixierung, in der nicht unberechtigten Annahme, daß jener sich dann sammle und ohne eifervolle Übereilung mitteile, was er weiß oder gehört hat. — So sorgt Ignatius für den Ruf und das Ansehen der Seinen; sie selbst könnten nicht besser darum besorgt sein (202. 296. 321).

Wird eine Bestrafung notwendig, so läßt der Vater sie nicht selten durch den Sünder selbst bestimmen; und auch dann dispensiert er zum Teil, so daß der Fehlende ihm liebevoll ergeben bleibt in dem Gefühl, eigentlich eine härtere Strafe verdient zu haben, und ohne Verbitterung die vorgeschriebene Buße leistet. Damit diese Wirkung erreicht wird, bedient sich Ignatius vieler Mittel, scheut sich auch nicht, an die Rücksichtnahme auf die Mitwelt zu appellieren. Er sorgt für die gerechte Zuteilung der Buße, damit niemand sagen könne: „Warum ich und der andere nicht?“ Ja zuweilen nimmt er selbst die Buße auf sich, indem er tagelang für den Sünder fastet und betet. Seine Weisheit befiehlt den mit Mängeln Behafteten, ihre Vorsätze den Mitbrüdern vorzulesen und auszulegen oder auch den eigenen Fehler bei anderen, ihnen anvertrauten Seelen abzustellen (388. 422. 449). Indessen kann er für anscheinend geringfügige Vergehen hohe Strafen festsetzen, wenn sie nämlich durch ihr Beispiel vergiftend wirken. Mit einsetzender Reue ist für ihn jedoch das Vergehen ein- für allemal getilgt: nie mehr, weder in Worten noch in der Behandlung, kommt er darauf zurück (449. 457).

Einem Versuchten widmet er sich stundenlang und geht soweit, ihm die eigenen Jugendsünden zu berichten; dadurch gewinnt er sich das Vertrauen des Gequälten, der nun seine Scham überwindet und sich eröffnet. Oft sind es nur geringe Störungen, die leicht behoben werden können (193. 409).

Mit der gleichen Geduld begegnet er den von einer verzehrenden Leidenschaft

Gepeinigten; er ist der Überzeugung, daß diese, wenn es ihnen gelingen würde, ihrer Leidenschaft Herr zu werden, dereinst einen größeren Lohn ernten als die ausgeglichenen Charaktere. Er mißt also die Tugend nicht nach ihrem äußeren Schein, sondern nach der Selbstüberwindung, mit der sie erreicht wird (437).

So rigoros Ignatius mit solchen verfährt, die er für Schädlinge seines Ordens hält (hier entläßt er rasch, zuweilen sogar noch am gleichen Abend, und ohne Ansehen der Person und ihrer bisherigen Verdienste um den Orden), so streng er Männer verurteilt, die ihren Orden verlassen („wenn ich alles Gold der Welt hätte, würde ich nicht einen Pfennig demjenigen geben, der aus seinem Orden austritt . . .“), so sorgsam zeigt er sich bemüht, Schwankenden aus ihrer Versuchung herauszuhelfen. Dafür gibt er folgende Anweisungen: 1. sollen die Versuchten nicht sich selbst überlassen bleiben, sondern jemanden haben, der mit Aussprache und Gebet dem Teufel entgegenwirkt; wollen sie dennoch gehen, so soll ihnen 2. der Vorschlag gemacht werden, noch 14 Tage im Orden zu bleiben, und zwar ohne die Pflicht des Gehorsams; nützt auch das nichts, so sollen sie 3. vor der versammelten Gemeinschaft ihre Gründe vorbringen und die Gegengründe ihrer Brüder anhören. — Die letzte Bestimmung sollte sich als besonders segensreich erweisen, und zwar dadurch, daß Gott der Herr zuweilen durch den Mund der Schlichten so nachhaltig auf den Versuchten einsprach, daß dieser unter Tränen zur Einsicht kam und die Mitbrüder um Verzeihung bat. — Wird aber eine Entlassung unumgänglich, so nimmt Ignatius sie mit Takt vor. Er beobachtet über die Mängel oder Unzulänglichkeiten des zu Entlassenden Stillschweigen; er entläßt ihn erst nach eingehender Aussprache oder nach Beratung mit vertrauten Brüdern und nach Gebet. Auch die Form der Entlassung ist taktvoll: der Betreffende wird angeblich auf Pilgerfahrt entsandt. So sorgt Ignatius dafür, daß niemand im Groll aus dem Orden scheide. Er stellt den zu Entlassenden selbst die Entscheidung über ihren Weggang anheim. So erreicht er, daß sie Freunde der Gesellschaft bleiben, ja sich als ihre Wohltäter erweisen, so daß er sich ihrer Hilfe mit größerem Vertrauen bedienen kann als vor ihrer Entlassung (407. 459. 477).

Die Liebe des Heiligen zu den Seinen ist nicht weichlich, sondern lebendig und anfeuernd, gütig und stark zugleich, zärtlich wie Mutterliebe und herb wie die des Vaters. Sein Bestreben ist immer, daß seine Söhne in der Liebe zu Gott und in der Tugend wachsen. Daher wendet er bei dem einen dieses, bei dem anderen jenes Mittel an, je nachdem es ihn gut dünkt. In der Arbeit erweist er seinen Söhnen sein vollstes Vertrauen und läßt ihnen einen großen Spielraum der eigenen Entscheidung. Bemerkt er indessen, daß jemand für eine Aufgabe hervorragend geeignet ist, diese aber nicht für ihn, da sie ihn überheblich macht, so verzichtet er lieber auf reiche Frucht, um das Seelenheil des Betreffenden nicht zu gefährden; denn er will die Seinen durch innere, nicht durch äußere Beweggründe angetrieben sehen (453. 454. 457. 479). Er selbst flieht jeden Anschein von Bevorzugung; vom Papst oder von Fürsten angeforderte Missionare läßt er durch einen Rat bestimmen, ebenso die Besetzung wichtiger Ämter innerhalb des Ordens. Er persönlich überzeugt sich lediglich davon, daß die für Missionen außerhalb Roms Gewählten gut ausgerüstet und mit allem Nötigen versehen sind (423. 524). Die gleiche

Sorgfalt läßt er den Hausgenossen angedeihen. Er wünscht ständig unterrichtet zu sein von der zureichenden Beschaffenheit der Schlafstätte, der Nahrung und Kleidung der Seinen, und dies aufs genaueste. „Ich möchte sogar wissen, wie viele Flöhe des Nachts die Meinen peinigen“, sagt er scherzend. Aber er meint es bitter ernst mit seinen Vaterpflichten (491). Obwohl die römischen Häuser allein von Almosen leben, und er selbst, trotz seiner schwachen Gesundheit, nicht mehr zu sich nimmt als diese Almosen dem Einzelnen gestatten, verabscheut er übertriebene Sparsamkeit. Hier erteilt er wohl gerne eine Lektion, wie etwa dem Prokurator Pontius Cogordan, der als Gast eines Kardinals in Leckerbissen schwelgt, für die Brüder aber nur das Billigste beschaffen läßt. Ignatius setzt ihn mit der Forderung in die größte Verlegenheit, nun auch für die Brüder Lampreten besorgen zu lassen, die ihm bei jenem Kardinal so gut gemundet haben. Cogordan dreht und windet sich: dafür reicht nämlich wirklich das Haushaltsgeld nicht aus. Ein paar Tage läßt Ignatius ihn zappeln; dann endlich versteht er sich dazu, seine Forderung dahingehend zu mildern, daß jener wenigstens Sardinien besorgen lasse (497. 508). Der Jugend wendet Ignatius seine ganz besondere Sorgfalt zu. Er spricht mit den Novizen, läßt sie neben sich Platz nehmen, läßt sie an seinen Tisch. Obwohl er von ihnen größten Eifer verlangt, richtet er sich mit seinen Anforderungen doch jeweils nach ihren körperlichen und geistigen Kräften, damit niemand Schaden leide. So dispensiert er etwa einen Novizen edler Abkunft von einer niedrigen Arbeit, die in aller Öffentlichkeit ausgeführt werden muß, weil sich der Betreffende zu sehr vor den Vorübergehenden, zum Teil Bekannten seiner Familie, schämte (410. 446. 508). Schwächliche Novizen dürfen länger schlafen, erhalten bessere Kost und Arbeits-erleichterungen.

Wird jemand krank, will Ignatius sofort benachrichtigt werden. Bei der Behandlung der Kranken achtet Ignatius streng darauf, daß kein Unterschied gemacht werde zwischen solchen, die schon länger im Hause sind und den neu Hinzugekommenen. Von dem Vorschlag, letztere wegen Überfüllung des Hauses im Spital unterzubringen, will er nichts wissen. „Es ist nicht gut, wenn wir uns derer in ihrer Not entledigen, welche die Welt aus Liebe zu Gott aufgegeben haben“ (223. 258). Die Erkrankung der Seinen ist das Einzige, was dem tapferen Ritter Furcht macht. Ist er selbst durch Krankheit arbeitsunfähig, so überläßt er sämtliche Amtspflichten seinem Stellvertreter mit Ausnahme der Krankenfürsorge. Dankbar empfindet er seine häufigen Krankheiten als Gnaden Gottes, weil sie ihn instandsetzen, Kranke zu verstehen. Für dieses Verständnis zeugen viele seiner Maßnahmen: so muß der Einkäufer ihm zweimal täglich Bericht erstatten, ob er alles, was für das Krankenzimmer nötig ist, eingekauft habe; ist hiefür das Geld nicht ausreichend, so läßt Ignatius Hausgerät verkaufen. Von den Kranken selbst aber fordert der Vater Ergebung in ihr Leiden und Verzicht auf übertriebene Sorge um den Leib. Einem verdienten Priester, Sylvester Landin, droht er mit Entlassung, weil er, erkrankt, sich von dieser Sorge völlig knechten läßt; mit solcher Drohung erzieht sich der große Pädagoge einen vorbildlichen Sohn; denn der genesene Landin sollte sich unter dem Druck der Drohung über die Massen anstrengen, um den General zu versöhnen (223. 368. 449. 500. 505). Doch nimmt sich Ignatius der Kran-

ken nicht nur durch Verordnungen, sondern auch persönlich an; so kontrolliert er selbst den Zustand des Krankenzimmers; ganz Sorge, Liebe und Demut, schüttelt er den Leidenden die Betten auf, ja er hält es nicht für unter seiner Würde, ihnen zuliebe des Nachts auf Wanzenjagd zu gehen. Er selbst aber ist den Seinen im Ertragen von Krankheiten ein leuchtendes Vorbild: nie äußert er Schmerz, auch nicht bei heftigsten Beschwerden, sondern bittet nur sanft um ein schmerzstillendes Mittel. Ungeschicklichkeiten der Ärzte, die seine Leiden vergrößern, rügt er mit Milde (471).

So treibt denn das Bewußtsein einer wahrhaft väterlichen Fürsorge alle zu freudiger und selbstvergessener Hingabe an den Dienst Gottes an. Wissen sie doch, daß Ignatius für sie sorgt. Ein heiliger Wettstreit besteht zwischen Vater und Söhnen: die Söhne wollen mehr auf sich nehmen, als ihre Kräfte erlauben, der Vater sie weniger tun lassen, als sie leisten können. Mit religiösem Eifer verehren und gehorchen die Söhne, umsorgt von der wachen und behutsamen Liebe des Vaters (453).

III.

Aller Menschen Diener

Eine glühende Nächstenliebe triumphiert über die Vernunftkenntnis des Mannes, der den Menschen von Grund auf kennengelernt hat, im Bösen wie, freilich seltener, im Guten, und um dieses Guten willen sich entschlossen hat, sein Leben der Vervollkommenung des Unvollkommenen zu weihen. „Verhalten wir uns zu jenen Armen wie die Engel zu den Menschen“, lehrt er die Seinen, „indem wir nichts versäumen von dem, was wir ihnen an Hilfe angedeihen lassen können, um sie von allem Übel, auch geistlichem, zu befreien, und uns nicht verwirren lassen noch betrüben, wenn wir nur geringe Frucht ernten für unsere Mühen: auch die Engel ermatten nicht im Anschauen und Genuß Gottes, in der Gewißheit, daß er nicht aufhört, sich ihrer zu bedienen“ (397). Daher seine unendliche Geduld, mit der er andere anhört, auch wenn sie kein Ende finden. Erst, wenn sie schweigen, greift er ein und läßt ihnen die Hilfe des Seelsorgers angedeihen, indem er dem Gespräch eine geistliche Wendung gibt. Noch den Geringsten achtet er der Mühe wert, wenn nur dem Herrn damit gedient werden kann. Beispielhaft geht er den Seinen voran, wenn er auf dem Höhepunkt seines Erfolges, als nämlich die Gesellschaft Jesu die kirchliche Anerkennung erfährt und er zu ihrem General gewählt wird, sich der Christenlehre für die Kinder und Ungebildeten annimmt. Es kommen nicht nur diese; Gelehrte und Ungelehrte strömen in Scharen herbei, obwohl Ignatius des Italienischen wenig kundig und seine Rede mit spanischen Brocken durchsetzt ist. Der junge Ribadeneira macht ihn auf diese Mängel aufmerksam, und der Werk-ergebene bittet den erst Vierzehnjährigen demütig, sich während der nächsten Predigt solche Unebenheiten zu notieren. Ribadeneira versucht's, muß aber bald aufgeben, da die ganze Predigt besserungsbedürftig wäre: nicht nur einzelne Worte, sondern ganze Sätze und vor allem die Aussprache sind spanisch. Als er dem Vater seine Beobachtungen mitteilt, lächelt dieser nur und sagt: „Nun also, Peter, was tun wir Gott?“, womit er sagen will, daß der Herr ihm mehr Gaben nun eben

nicht verliehen habe und wolle, daß er Ihm mit dem Wenigen diene, das Er ihm zugestanden. Denn wenn seine Zuhörer ihm auch nicht in allem folgen können, eines spüren sie sehr genau: seine Gottesliebe. Nicht in der Sprache menschlicher Weisheit und Formvollendung, sondern in der Kraft des Heiligen Geistes lehrt dieser gebrechliche und weit über Vermögen beanspruchte Mann, indem er mehr Gewicht legt auf Frömmigkeit als auf Gelehrsamkeit. Seine Predigten pflegt er mit den Worten zu beschließen: „Gott lieben aus ganzem Herzen, aus ganzer Kraft und mit dem ganzen Willen“. Er spricht sie mit solcher Kraft, mit solcher Glut der Seele und des Geistes, daß sein Antlitz erglüht und gleichsam Flammen der Liebe zu sprühen scheint. Dann geht ein Beben und Schluchzen durch seine Zuhörerschaft, die Menschen strömen zu den Beichtstühlen und bekennen unter so vielen Tränen ihre Sünden, daß man die mühsam vorgebrachten Worte kaum verstehen kann (358).

Im Umgang mit den Großen der Welt wendet Ignatius alle Klugheit an. Briefe an angesehene Personen, deren er täglich eine große Anzahl expediert, liest er mehrmals durch, prüft jedes einzelne Wort und läßt sie wohl auch zwei- bis dreimal umschreiben (437. 513). In seinen Anfängen hatte er die Gewohnheit, wenn er mit einer Persönlichkeit von Rang und Ansehen bekannt wurde, diese von allen Verfolgungen, die er erlitten, zu unterrichten, weil er nicht wollte, daß sie den tatsächlichen Hergang durch seine Gegner entstellt erführe. So hält er es mit dem Papst, mit der Kaiserstochter Margarete von Österreich, mit dem König von Portugal (375). Mit zunehmendem Alter gelangt er aber immer mehr zu der Wahrheit des Heilandsworts: „Den Frieden gebe ich euch, meinen Frieden lasse ich euch“, ob es sich nun um die kleinen Widerwärtigkeiten des Alltags oder um Anfeindungen in der Welt handelt (226). Schikanen seines Nachbarn, der sein Hauswirt ist, erträgt er geduldig, obwohl er mit Erfolg den Rechtsweg beschreiten könnte; so speist man eben jahrelang in einem dunklen Speisesaal, weil jener sich weigert, ihn mit Fenstern versehen zu lassen. Als dann der Orden dem Nachbarn endlich das Haus abkauft, läßt dieser Fensterscheiben und Türen, Eisengitter und sogar einzelne Steine ausbrechen, ehe er den Jesuiten das Haus übergibt. Auf alle Aufforderungen der mit Recht erregten Seinen, sich gegen derartige Übergriffe zur Wehr zu setzen, hat Ignatius nur die ständig wiederholte Antwort bereit: „Was wir um der Liebe Gottes willen verlieren, das wird Er uns reichlich ersetzen“ (255).

Einer der gefährlichsten Angriffe, die dem Orden in der großen Welt widerfahren sind, ging von der Sorbonne aus, dieser altangesehenen Universität von Paris. Als diese ein Dekret gegen die Jesuiten erläßt, das an Mißverstehen und falschen Beschuldigungen seinesgleichen sucht, meint der alternde Ignatius, so etwas könne ihn nicht mehr in seiner Ruhe stören. Seine Söhne hatten eine Erwiderung als so sicher angenommen, daß sie sogar schon die Schreiber für ihre Niederschrift ausgewählt hatten. Aber Ignatius macht sie darauf aufmerksam, wie übel Streitigkeiten seien, die etwa in Büchern ausgetragen würden; ihm scheine es nicht recht, wenn die Societas Jesu auf solche Weise sich verteidige. Selbst ein in sanften Wendungen gehaltener Brief, von einem Schüler der Sorbonne geschrieben, findet nicht die Billigung des Heiligen (226. 409).

Persönliche Ankläger, die ihn vor der Inquisition verleumdet haben und aufgrund ihrer Verleumdungen verurteilt worden sind, schützt er vor den Verfolgungen des Geistlichen Gerichtes, indem er sie in sein Haus aufnimmt, auch wohl ihren Freispruch erwirkt. Denn immer geht es ihm um das Ebenbild Gottes, „das sie trotz allem verkörpern“, um die Kostbarkeit der Seele, die nicht verlustig gehen darf: „Liebe Christi Blut, durch das sie nach deinem Glauben erlöst ist“ (307).

Ein Mann, der seinen Feinden so entgegenkommt, wird in der Dankbarkeit gegen seine Wohltäter keine Grenzen kennen. Für sie ist der Vielbeschäftigte immer da, besucht sie in regelmäßigen Abständen, tut für sie, was in seinen Kräften steht, und darüberhinaus, indem er nämlich auf die eigene Bequemlichkeit oder gar Kränklichkeit keinerlei Rücksicht nimmt. Liegt der Fall schwierig, so wird er wohl auch mit gelehrten Brüdern beraten (435).

So ist es denn kein Wunder, daß Ignatius überall, bei Hoch und Niedrig, das größte Ansehen genießt. Der Kardinal von Santa Cruz, Marcellus Cervin, der spätere Papst Marcellus II., ein ausnehmend gescheiter Mann von klarstem Urteil, dazu ein besonderer Gönner der Jesuiten, ist mit dem Satz ihres Instituts nicht einverstanden, der die Annahme von Würden verbietet, und bringt seinen Freund, den Jesuiten Dr. Olave, mit der Schärfe seiner Beweisführung in schwere Bedrängnis. Olave weiß sich schließlich nicht anders zu helfen, als daß er einwendet: „Uns genügt es, daß unser Vater Ignatius die Sache so sieht“. Darauf Marcellus: „Nun ergebe ich mich, Olave; denn obschon ich von der Richtigkeit meiner Gründe überzeugt bin, so besiegt mich doch die Autorität des Vaters Ignatius: wahrscheinlich hat ihm, der die segensreiche Stiftung der Societas Jesu vollzog und die weltumspannende in größter Heiligkeit und Weisheit leitet, Gott selbst die Weise offenbart, auf die Er seine Gemeinschaft erhalten und gemehrt zu sehen wünscht“ (360).

Wie groß die Autorität des Heiligen ist, erhellt aus der Tatsache, daß bei einer Papstwahl das Gerücht aufkommen konnte, Ignatius habe fünf der Wählerstimmen erhalten. Als Laynez ihn fragt, ob etwas daran sei, schweigt er. Weil er es lächerlich fand oder aus Demut, dürfte schwer zu entscheiden sein. Sicher ist, daß seine Besonderheit schon zu seinen Lebzeiten von allen Einsichtigen, auch von solchen, die nicht durchaus mit ihm einverstanden waren, voll gewürdigt worden ist, mit einem Verständnis und einer Ehrfurcht, wie sie der einzigartigen Größe dieses Heiligen geziemend sind (339).
